

Maximilian Schmidt
genannt Waldschmidt
(1832 – 1919)

Die Pfingstelbraut

Novelle
(1885)

Weitere Werke von Maximilian Schmidt:
<http://www.familie-koenig.de>

I.

Der letzte Oktobertag ist da; ein opalgrauer Horizont breitet sich über das Gebirge des Bayerwaldes. Im letzten Herbstschmuck prangen die Laubwaldungen und Gelände. Weiße Nebelstreifen bezeichnen den Lauf des in vielen Windungen dahinfließenden Gebirgsbaches, des weißen Regens, an und auf welchem durch die vielen an demselben erbauten Mühlen, Hammerwerke und Sägen, sowie durch die Floßfahrt, Blöcher- und Scheitertrift stets ein reges Leben herrscht. Einer der malerisch schönst gelegenen Punkte an diesem aus dem kleinen Arbersee entsprungenen und lebhaft dahinfließenden Gebirgsflusse ist der Marktflecken Kötzing, zunächst umgeben von saftigen grünen Wiesenrunden und Feldungen und umschlossen von den tannendunklen Hochwaldungen des wild zerklüfteten Keitersberges, des langgestreckten Hohenbogens, und dem Hochplateau, welches sich zwischen dem Thale des weißen und des schwarzen Regens erhebt. Auf dessen höchstem Punkte thront das prächtige Wallfahrtskirchlein Weißenregen mit seinem grünen Kuppelturme, während sich das Dorf selbst am jenseitigen Abhange hinzieht. Der steile, mit Kreuzwegstationen versehene Steig dorthin ist an Werktagen in der Regel wenig begangen, heute jedoch, am Tage Allerheiligen, sah man ganze Karawanen von Leuten dort verkehren, zunächst Weiber und Kinder, meist in Lumpen gekleidet, mit Spitzkirmen auf dem Rücken, in lautester, oft ausgelassenster Unterhaltung.

Es waren die sogenannten „Seelaleut“, welche zum Betteln der eigens für diese Tage aus Weizenmehl gebackenen und mit Kümmel gewürzten Seelenspitzen oder Seelenwecken im Lande herumwandern, woran sich alles, was sich arm glaubt, selbst solche, die sonst nicht betteln, beteiligt.

Kirm an Kirm kommt vor die Hausthür des wohlhabenden Dörfers oder Märktlers und unausgesetzt schallt es:

„Sei's Krist's! (Gelobt sei Jesus Christus.) Bitt' um an' Seelaspitzn.“

Andere sagen den Spruch:

„Sei's Kristes um a Spitzl,
 Mei' Vada is a Kitzl,
 Mei' Muada is a Habasack,
 Get's ma, was i trag'n mag,
 Get's ma fei nöd z'viel und z'weng,
 Daß i mei' Sackal nöd z'spreng.“

Das Spitzl wird in Empfang genommen, in die Kirm geworfen und nach einem gesprochenen „Vergelts Gott!“ geht es wieder hastig von dannen. Der Volkshumor nennt diesen dreitägigen Bettellauf „das große Kirmrennets“; der tosende Sturm der Bettelkirmen staut sich oft, mißliebige Reden fliegen hinüber und herüber, und zeternd, mitunter von handgreiflichen Bemerkungen begleitet, lösen sich oft erst wieder die Parteien von einander.

Für freche Bettelsäcke ist die Seelenspitzenzeit die günstigste, mancher lauert das Getümmel ab und kommt dann wohl zwei oder drei Mal vor ein und dieselbe Thüre. Nicht selten dürften da Bettler und Geber die Rolle tauschen, das Kirmweib, das um den Seelenspitzen hineinruft, sollte ihn vielmehr herausreichen und die Hausfrau, welche die Gabe abgibt, hätte es nötig, um Seelenspitzen sammeln zu gehen.

Dies war auch in dem äußersten Häuschen des Kötzinger Marktes der Fall. Dasselbe lag auf einem Hange etwas seitwärts vom Wege und machte in seiner fast ärmlichen Einfachheit durchaus nicht den Eindruck, als ob von dort auch nur das kleinste Geschenk herausgereicht werden könnte. Trotzdem probierten es viele, auch hier anzuklopfen, aber weder Thüre noch Fenster öffneten sich, das Haus schien leer und unverrichteter Sache mußten die Bettler wieder abziehen.

Das kleine Anwesen gehörte einem vor mehreren Jahren infolge eines Wolkenbruches und anderer Unglücksfälle ruinierten Papiermacher, Namens Streber. Man nannte ihn kurzweg den „Papierer“, sein Weib die „Papiererin“ und sein dreizehnjähriges Töchterlein „s Papierlinerl“. Das kleine Häuschen, mit höchstens einem halben Tagwerk Grundbesitz und einem kleinen Gärtchen versehen, war alles, was der in den Jahren schon etwas vorgerückte Mann aus seinem Schiffbruche gerettet hatte, und nun fristete er sein und der Seinigen Dasein durch den Verkauf selbstgeriebenen Brisiltabakes, des bekannten Schmalzlers, welches Geschäft aber sehr wenig abwarf, da die Wäldler es lieben, sich ihren Schmalzler selbst zu reiben und nach ihrem Geschmack mit den nötigen Reizmitteln, wie Kalk, geriebenen Glasscherben, Pottasche u. a. herzurichten.

Strebers Frau, die früher bessere Tage genossen hatte, trug durch ihre Handarbeit zum Lebensunterhalt bei. Sie war eine geübte Feinstickerin, Spitzenklöpplerin und Kranzmacherin, indem sie es verstand, aus Gold- und Silberdraht, Rauschgold und künstlichen Blumen, Perlen und Gestein die hier üblichen „Kraneln“ (Kronen), den Kopfschmuck für die Bräute, und die glitzernden Armkränze für die Hochzeiter mit vielem Geschmack und Kunstsinn zu fertigen. Diesen letzteren Industriezweig führte sie nur auf Bestellung aus, dagegen arbeitete sie an den übrigen Dingen den lieben langen Tag und wohl auch einen Teil der Nacht, um durch den Verkauf ihrer Arbeiten das Allernotwendigste für den Hausbedarf zu erwerben. Dabei hielt ihr das Töchterchen, so gut es ging, insbesondere aber dadurch, daß sie die Waren im Markte zur Ansicht und zum Kaufe herumtrug. Kam sie auch manchmal unverrichteter Dinge nach Hause, so gehörte dies doch zu den Ausnahmen, denn sie bekam meist den Auftrag, um jeden Preis zu verkaufen, wenn der Hunger an die Thüre des kleinen Häuschens klopfte.

Das Mädchen hatte einen köstlichen natürlichen Frohsinn. An seiner Lebenslust richteten sich die oft verzagten Eltern jedes Mal wieder auf; seine Gesänge und Erzählungen verwischten die durch die traurigen Verhältnisse erzeugte düstere Stimmung und trotz allen Elendes hallte oft aus dem kleinen Häuschen des Papierers freudiges Lachen und froher Gesang. Darein mischte sich der Gesang der Drosseln und Schwarzblättchen, welche auf den nahen Fichtenbäumen ihren Lieblingsaufenthalt hatten, und denen das Mädchen so gerne lauschte. Nur wenn Linerl ihre Ware nicht verkaufen konnte, wurde sie verstimmt, und das war auch heute der Fall, wo niemand im Markte sich Zeit nahm, ihre Verkaufsgegenstände auch nur anzusehen.

Das Brot im Hause hatte kaum mehr zur mittägigen Wassersuppe ausgereicht und für den morgigen Feiertag, Allerheiligen, waren die Aussichten die schlechtesten.

Traurig lenkte deshalb in einer der Nachmittagsstunden das hübsche Mädchen seine Schritte dem väterlichen Hause zu. Linerl war für ihr Alter schon sehr entwickelt; ihr rundes Gesichtchen mit dem etwas dunklen Teint und dem Stumpfnäschen war gerade nicht schön, aber schön waren ihre großen, dunklen Augen und ihre üppigen schwarzen Haare, welche in zwei lange Zöpfe geflochten über ihre Schultern hinabgingen. Sie trug ein einfaches graues Kleidchen, das am Halse mit einem schneeweißen Chemisettchen abschloß, eine buntgeblümete, böhmische Schürze, blaue Strümpfe und Schnürschuhe. Den Kopf hatte sie stets unbedeckt und über die Brust schlang sie bei kühlem Wetter, so auch heute, ein rötliches, wollenes Tuch, welches am Rücken zusammengeknüpft war. So kam sie gerade vom Markte zurück, die zum Verkaufe bestimmte Ware in ihrem kleinen Körbchen am Arme tragend, aber keinen Pfennig Geld in der Tasche. Sie wußte, wie schlimm es zu Hause bestellt war, zumal auch der Vater gegen Abend von einem Marsche über Land und wie fast immer, mit leeren Taschen und vereitelten Hoffnungen zurückkehren würde.

So zeigten ihre schönen Augen jenen feuchten Schimmer, der als Vorbote von Thränen bezeichnet werden kann, und eine tiefe Niedergeschlagenheit beschattete das sonst so sonnenhelle Gesichtchen.

Da zogen ganze Trupps „Seelaleut“ vorüber, alle mit lachenden Gesichtern, denn die Spitzkirmen zogen schon bedeutend am Rücken und für Suppenbrot war auf Monate hinaus gesorgt.

Unter den von Weißenregen Herabkommenden befand sich eine Schulkamerädin Linerls, die Tochter eines Flößers, und Linerl war nicht wenig überrascht, von dem Flößer-Nannerl, die, ein graues Tuch über dem Kopf und die Spitzkirm am Rücken, mitten unter den Seelaleuten herlief, sich begrüßen zu hören. Nannerls Eltern wohnten etwa fünf Minuten vom Hause des Papierers entfernt, die Flößerei war zwar beschwerlich, aber derart einträglich, daß die Familie durchaus keine Not zu leiden brauchte, und Linerl kam jetzt in der That für ihre Freundin in Verlegenheit.

„Du bist bei die Seelaleut?“ rief sie ihr zu. „Schaamst di da nöd?“

„Ei wohl, was sollt' i mi schaama, genga viel andere mit, die Haus und Grundstück hab'n und woäßt, es giebt gar nix bessers, als a g'schmalzne Suppen mit Seelaspitz, und mei' Muatta sagt, da wird ma g'sund und kugelrund davon.“

„Ja, ja,“ meinte seufzend Linerl, „bei uns giebt's heut nöd amal a Suppen mit blankem Brot.“

„So geh nur glei mit!“ eiferte Nannerl an. „I bin scho' in der Fruh mit die Leut über Land, itz geht's in Markt eini. Nimm dei' Tuach übern Kopf, daß ma di nöd glei dakennt und a Spitzkirm auf'n Buckel, und bis gen Nacht zua kannst d' Seelaspitzen kaum mehr daschleppen und a g'schmalzene Suppen kannst dir machen, denn wir schau'n schon, daß wir aa r a Maßl Schmalz krieg'n. Mei' Muatta sagt, zum Essen hat ma niemals z'viel im Haus. Schlaun di nur, i möcht bei die Seelaleut bleibn, 's is ja viel lustiger, wenn mehra beisamma san.“

„Warum denn nöd gar? I werd dennast nöd aufs Seelaweckenbetteln gehn!“ rief Linerl errötend.

„Dös gilt nöd als Bettel!“ belehrte Nannerl, „dös is ja grad so a Rekraton, wie 's Bleamelbrocken. Ge' b'sinn di nöd lang, geh mit!“

„So war erlaubt mei' Muatta niamals!“ versetzte Linerl.

„Sie brauchts ja aa gar nöd z'wissen,“ meinte Nannerl, „auf alle Fäll is's ihr aber nacha liaber, wennst mit die Seelaspitz hoamkimmst, als wie mit leere Händ' und an' solch grantigen G'sicht, wie's d' es itz machst. Wenn's koa' Brot z' Haus habt's, so schau, daß d' oans kriegst. Heunt is dös a Leichtigkeit, wo's eam ums „Vergelts Gott“ für alle Fenster außaglangt wird.“

„Ja – freili muaß i was hoam bringa,“ sagte Linerl; „wenn auf d' Nacht da Vata hoamkimmt und –“

„Und Hunger hat,“ vollendete die Freundin, „da wird eam a g'schmalzne Seelaspitzsuppen schmecken, da paß auf!“

„I geh mit!“ rief jetzt Linerl entschieden. „Aber hoam därf i nacha nimmer gehn, d' Muatta erlaubets nöd, die thaat lieber verhungern, als mi betteln lassen.“

„Woäßt was, kimm mit mir in unser Hirwa, i leih dir a Tuach und a Spitzkirm, dort kannst dei' Körbl dieweil einstelln und du wirst sehgn, wie lusti dös is.“

Linerl schlug mit der Freundin den Weg zu deren Wohnung ein, erhielt von Nannerls Mutter gern ein großes, grünes Tuch, womit sie Kopf und Brust umhüllte, sowie die nötige Spitzkirm auf den Rücken und alsbald hatten sich die beiden jungen Mädchen wieder den Seelaleuten beigesellt und rufend ihr: „Sei's Krist's, bitt um an' Seelawecken!“ und dann „Vergelts Gott!“ wanderten sie von Haus zu Haus.

Niemand achtete auf die Persönlichkeit der Bettlerinnen, und als jetzt der Kötztinger Markt abgesucht war, suchte Nannerl ihre Freundin zu bereden, mir ihr auch noch an die den weißen Regen aufwärts gelegenen Mühlen zu wandern, wo nicht nur Seelenspitzen, sondern auch Mehl, Schmalz und Flachsreisen zu haben wären.

So kamen sie an die zunächst dem Markte gelegene „schöne Mühle“, die in Wirklichkeit so sauber und stattlich war, daß sie ihren Namen wohl verdiente und man aus ihr sofort auf den Wohlstand und die Zufriedenheit des Besitzers schließen konnte. Und der „schö' Müller“ mit seiner braven Müllerin waren gesegnete Leute. Ein in Gesundheit blühender Bursche, der etwa fünfzehnjährige „schö' Gangerl“, ein blonder Krauskopf mit blauen Augen und einem vollen, runden Gesicht vervollständigte ihr Glück. Heute feierte er seinen Namenstag, Wolfgang, und hatte deshalb sein feiertägiges Gewand an, einen hechtblauen, mit Silberknöpfen versehenen Spenser, eine langlederne Hose, blaueblüme, seidene Weste, ein rotseidenes Halstuch, über welches sich der weiße Hemdkragen legte und die grüne Schlegelkappe auf dem Kopfe. Er teilte die Seelenspitzen aus und nahm dabei die Glückwünsche der Beschenkten zu seinem Namenstag entgegen.

Jetzt erschienen auch die beiden jungen Mädchen und brachten ihren Spruch vor. Nannerl war hier wohl bekannt, nicht aber ihre Gefährtin, und der „schö' Gangerl“ blickte aufmerksam nach derselben.

„Wer bist nacha du mit deine kohlschwarzen Augen?“ fragte er das Mädchen.

„Du siehst es ja, a Betteldeandl,“ erwiderte Linerl, und, war es dieser Gedanke, war es die sie übermannende Müdigkeit, ihre Augen füllten sich plötzlich mit schweren Thränen; sie wandte ihr Gesicht ab und trocknete sich mit dem Aermel die unaufhaltsam herabrollenden Zähren.

„Na', na', glaub's nöd!“ sagte Nannerl. „Wir zwoa betteln heunt nur aus Rekratation – weil ma halt an' Seelaspitzn möchten. Dös is 'n Papierer sei' Deandl, 's Linerl, und wenn ihre Leut rauskriegn, daß i's verleit' hon, mit mir heunt rumz'renna, so kriegt's dahoam aa no' an' Wecken, aber koan guaten.“

„No', so sollt's alle zwoa bei uns was Guats kriegn,“ sagte Gangerl lachend. „Kemmts eina in d' Stubn, mei' Muatta wird enk scho' ebbs aufwarten. Und er führte die beiden Mädchen in die große Wohnstube, die von einer musterhaften Reinlichkeit und Ordnung zeugte. Die Müllerin gab den Mädchen nicht nur eine „Kaffeesuppe“, sondern statt der Seelenspitzen eine Anzahl Flachsreisen und rotbackige Aepfel, und erlaubte ihnen außerdem, sich im Obstgarten umzuschauen und die Bäume zu schütteln, von welchen einige trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit noch mit Früchten behangen waren.

Die Mädchen ließen sich das nicht zweimal sagen, aber auch Gangerl, den seine Mutter ablösen mußte und welcher an den jungen Mädchen Gefallen fand, folgte ihnen. Er schüttelte ihnen das Spätobst von den Bäumen, worüber sich diese kindlich freuten, und es dauerte nicht lange, begannen sie, wie von selbst, das beliebte Kinderspiel „Bamuß“. Dabei wird ein Baum als Asyl erkoren, das „Bamasellal“. Am Baumasyll verbirgt derjenige, den die Reihe, zu suchen getroffen hat, der sogenannte Bamuß, sein Gesicht, bis sich die übrigen versteckt haben und das Zeichen gegeben wird, daß er suchen dürfe. Wem es nun gelingt, sich an das Baumasyll zu machen, ehe ihn der Bamuß findet und berührt, was er mit dem singenden Rufe „Bamasellal angrührt!“ kund giebt, dem dient der Baum gleichsam als Asyl und er darf vom Suchenden nicht mehr gehascht werden. Wird aber einer der Spielenden erhascht, so heißt es „Bamuß!“ – er muß anhalten und nun trifft ihn die Reihe, zu suchen.

Bei diesem Spiele nun zeichnete sich Linerl durch besondere Flinkheit aus. Niemals gelang es den übrigen, sie zum Bamuß zu machen und da Gangerl des Vergnügens nicht satt werden konnte und die Mädchen trotz des hereinbrechenden Abends immer wieder zurückhielt, so beredeten sie sich leise, sobald Gangerl wieder als Bamuß das Gesicht verborgen halte, ihm „durchzubrennen.“ Schnell hatten sie ihre Kirmen auf dem Rücken und den Mühlkanal auf einem schmalen Brett überschritten, welches Linerl, um vor Gangerls Verfolgung sicher zu sein, ein klein wenig ans andere Ufer zog. Jetzt schrie sie lachend „Bamuß!“ und Gangerl sah sich von den beiden Mädchen überlistet. Aber er wollte nicht der Bamuß bleiben und eilte den unter anhaltendem Gelächter Fliehenden nach. In der Erregung sah der Verfolgende nicht, daß

das Brett über den Mühlkanal auf seiner Seite keine feste Stütze mehr hatte, beim ersten Tritt darauf gab es nach und Gangerl plumpste unter einem lauten Schreckensruf ins Wasser.

Es war ein Glück, daß das Werk bereits stille stand und Feierabend gemacht war, sonst wäre der Aermste in die Radstube gerissen worden und elendiglich verunglückt; so jedoch gelang es ihm, sich alsbald wieder aus dem unfreiwilligen Bade herauszuarbeiten und sich seinen erschreckt herbeigeeilten Eltern, gebadet wie eine Maus, vorzustellen.

Die beiden Mädchen waren auf Gangerls Schrei hin wieder zurückgeeilt. Nannerl lachte, als sie des tropfnassen Burschen ansichtig wurde, laut hinaus, und rief dem Verunglückten zu: „Gangerl, i bin’s fei’ nöd gwen, sondern ’s Linerl hat’s Brett zruckzogn!“ Linerl aber ward totenblaß, denn sie hatte das Unglück veranlaßt, mit gefalteten Händen blickte sie auf Gangerl, der vor Kälte und Schrecken am ganzen Körper zitterte und ihr jetzt zurief:

„Wart nur, i dawisch di scho’, du Bettelsack!“

Linerl traf dieser Schimpfname ins tiefste Herz. Glühröte bedeckte plötzlich das soeben noch erbleichte Gesicht und mit den Worten: „I bin koa’ Bettelsack!“ riß sie die Kirm von der Schulter und schleuderte sie zu Boden.

„Da nimm’s, i mag nix bettelts!“ rief sie Nannerl zu und lief davon, die überraschte Freundin weit zurücklassend.

Das weckensüchtige Nannerl fand zwar dieses Geschenk etwas unbequem, denn nun hatte sie zwei volle Kirmen zu tragen, aber was machte das? Sie hatte nun für ein halbes Jahr lang kräftig zu essen, und die guten Aepfel und Flachsreisen – es war ein gesegneter Tag für sie.

Linerl dagegen rannen die Thränen ohne Unterlaß über die Wangen und unter Schluchzen preßte sie nur hin und wieder die Worte hervor: „Bettelsack! Bettelsack!“

Mit diesem Titel ward sie, zu Hause angelangt, auch von ihrer Mutter empfangen, die wegen ihres langen Ausbleibens besorgt, in den Nachbarhäusern nach ihr fragte und dabei von Nannerls Mutter erfuhr, wie Linerl, gleich ihrem Töchterchen, die Kirm auf den Rücken genommen und sich unter die Seelaleut gemischt hätte.

Diese Nachricht berührte die brave Frau auf das peinlichste, denn stets hatte sie ihren Stolz als Bürgersfrau bewahrt und selbst in der höchsten Not niemals ein Almosen beansprucht; zudem war ihr Mann gegen Abend mit nicht ganz leeren Taschen zurückgekehrt, und unwillig und ungeduldig harreten die Eltern ihres Mädchens. Als es endlich ankam, empfingen sie es mit ernstestem Vorwürfen, die indessen bald verstummt, um neuer Sorge zu weichen, als sie Linerls erregten Zustand erkannten. Von einem Fieberschauer befallen, ward sie zu Bette gebracht und der liebevollen Sorgfalt der geängstigten Eltern gelang es nur allmählich, sie wieder zu beruhigen.

Aber in ihren erregten Träumen schrie sie mehrere Male laut auf, als sähe sie den schönen Gangerl durch ihre Schuld im Wasser verunglückt, und unter schmerzlichen Zuckungen preßte sie dann wieder das ihr so verhaßte Wort hervor: „Bettelsack! Bettelsack!“

II.

„Bamuß!“ war seit diesem Vorkommnis der Spitzname des schönen Gangerl. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, sagt das Sprichwort, und so war es auch bei ihm der Fall, denn die Erzählung von des Burschen glücklich ausgefallenem Bade als mädchenverfolgender Bamuß erregte überall viel Heiterkeit. In der darauffolgenden Fastnacht wurde der Schönmüllerssohn sogar ausgespielt, das heißt, es wurde von einigen Witzvögeln auf dem Marktplatze nebst anderen auch dieser Vorfall mit allerlei komischen Zuthaten zum besten gegeben, was den vermöglichen Erben mit neuem Aerger gegen das Papierlinerl, die Ursache seines Mißgeschickes, erfüllte. Und diesen seinen Aerger wollte er auch an dem Mädchen öfters, besonders nach Beendigung der von beiden gemeinsam besuchten

Feiertagsschule kühlen, aber Linerl war auf ihrer Hut und entfloh jedes Mal rechtzeitig dem rachesüchtigen Burschen.

„Wart nur,“ rief ihr dann öfters Gangerl nach, „dawisch i di, auf Ehr und Seligkeit! i thua dir ebbs an, daß d’ zeitlebens an mi denkst!“

Linerl hatte diese Worte wohl vernommen, und so kam es, daß sie, selbst nachdem einige Jahre vergangen, ihrem jugendlichen Feinde noch immer gewohnheitsmäßig überall aus dem Wege ging, als wäre es der böse Feind selbst. Doch beschäftigten sich diese jugendlichen Feinde mehr miteinander, als es die besten Freunde hätten thun können. In der Feiertagsschule, wie in der Kirche blickten sie oft aufeinander hin, und begegneten sich ihre Augen, so machten sie zwar ein verdrießliches, möglichst wildes Gesicht, aber es war ihnen fast zur Gewohnheit geworden, sich gegenseitig mit den Augen zu suchen.

Sie waren beide groß und schön geworden; der Müllerssohn hieß als kräftig herangewachsener Bursche jetzt mit Recht „Der schö’ Gangerl,“ und das Papierlinerl nannten die jungen Burschen nur „Die liab’ schwarz’ Hex,“ in deren große schwarze „Kerschenaugen“ mancher mit ganz eigentümlichen Gefühlen hineinschaute, als suche er darin das verlorene Paradies.

Linerl war gleich ihrer Mutter eine geschickte „Kranflechterin“ geworden und ihre Arbeiten im ganzen Bezirke gerühmt und gesucht. Mit besonderer Vorliebe aber fertigte sie alljährlich das Ehrenkränzlein für den Pfingstelbräutigam und das Krönlein für die Pfingstelbraut. Sie sehnte sich darnach, auch einmal einer solchen Pfingsthochzeit beiwohnen zu dürfen, wozu sie ja die schönen Ehrenzeichen fertigte. Bei solcher Arbeit kamen ihr auch mancherlei schöne Gedanken, Träume – Luftschlösser.

Jährlich am Pfingstsonntage findet nämlich nach uraltem Herkommen in Kötzing der sogenannte Pfingstelritt statt. Es ist dies ein Wallfahrtsritt nach der eine Stunde entfernten, im grünen Zellerthale gelegenen Kirche zu Steinbühl. Diese war schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts nach Kötzing eingepfarrt und hatte der dortige Geistliche auch die Seelsorge in ersterem Orte zu besorgen, wo nur in bestimmten Perioden Gottesdienst gehalten wurde. Dichte Wälder bedeckten in jener Zeit Berg und Thal, und dienten Wölfen und Bären und andern wilden Tieren zum Aufenthalte. Da war nun eine solche Wanderung sehr gefährlich, zumal für einen in der Handhabung von Waffen unkundigen Priester. In frommer Fürsorge einigten sich die jungen Bürgersöhne von Kötzing und gelobten, ihren Priester auf seinem gefährlichen Wege zu begleiten und zu schützen. Im Jahre 1412 machten sie zum ersten Male den Wallfahrtsritt und seit jener Zeit hat er sich erhalten bis auf unsere Tage. Am frühen Morgen findet in der Kötztlinger Pfarrkirche der Gottesdienst statt, dann steigen die Wallfahrer zu Pferd und der Zug setzt sich in Bewegung. Priester, Kreuz- und Fahnen Träger sind ebenfalls beritten. Der Geistliche hat die Feldmonstranze an einer roten Schnur um den Hals hängen und an derselben ist ein Kränzchen aus Silberdraht, mit Blumen und rotseidenen Bändern verziert, befestigt. Wer von den Männern und Burschen der Pfarrei ein Pferd hat, oder ein solches aufzutreiben vermag, schmückt dasselbe mit Blumen, Bändern und dem schönsten Sattelzeug und reitet im Zuge mit, so daß man die Reiter oft nach hunderten zählen kann.

Nachdem der Zug unter lautem Gebete in Steinbühl angekommen, wird dort Predigt und Hochamt im Freien vor der Kirche abgehalten und dann der Rückzug in der alten Ordnung angetreten. An den äußersten Häusern von Kötzing wird der Zug von einer Musikkapelle, von dem gesamten Klerus, den Honoratioren, weißgekleideten Mädchen und der Feuerwehr mit fliegender Fahne, in früheren Zeiten von der Bürgerwehr mit „türkischer“ Musik, empfangen und auf den sogenannten Bleichanger geleitet, wo Halt gemacht und von dem Pfarrer eine Ansprache gehalten wird.

Dabei nimmt er das Kränzlein von der Monstranze und überreicht es einem Jüngling aus dem Bürgerstande des Ortes, der sich unter seinen Altersgenossen durch musterhaftes Betragen besonders ausgezeichnet hat. Der durch diesen Sittenpreis Geehrte heißt der

„Pfingstelbräutigam“ und es steht ihm das Recht zu, sich nach der Rückkehr in den Markt nach Belieben eine „Pfingstelbraut“ zu wählen, die er aber gleichfalls unter den Bürgerstöchtern zu suchen hat. Die kirchliche Feier endet mit einem Dankgebete in der Pfarrkirche.

Der Nachmittag ist sodann dem Vergnügen gewidmet. Gleich nach dem Mittagsmahle begiebt sich der Pfingstelbräutigam mit seinen zwei Zeugen im hochzeitlichen Gewande, den Rosmarin im Knopfloch und das Ehrenkränzlein am Arm, zu den Beamten und angesehensten Bürgern, um sie zur Pfingstelhochzeit einzuladen, welche abends, wie eine andere Hochzeit, durch Festmahl und Tanz gefeiert wird und nicht selten das Vorspiel ist zu einer wirklichen Hochzeit zwischen dem Pfingstelbräutigam und seiner Braut.

In obiger Weise hatte soeben, an einem herrlichen Maimorgen, der Pfingstelritt stattgefunden. Die Obstbäume standen in voller Blüte, die Wiesen waren besät mit tausend bunten Blumen und die Lerchen jubilierten hoch in den Lüften. Ganz Kötzing war auf dem Festplatze am Bleichanger versammelt und alles war begierig, welcher von den jungen Burschen mit dem Ehrenkränzchen ausgezeichnet würde. Man nahm es allgemein mit lauter Befriedigung auf, als der Sohn des Schönmüllers vorgerufen wurde, der sofort von seinem gezierten Pferde sprang und sich dem Pfarrherrn näherte.

Bei diesem Gange konnte sich die große und korpulente, auch jetzt noch eßlustige Flößernandl – sie war schon lange kein Nannerl mehr – nicht enthalten, ihrer Verwunderung mit dem lauten Ausrufe Luft zu machen:

„Jeß, der Bamuß!“

Gangerl streifte sie mit einem schnellen Blicke, aber, als wollte es so sein, dieser Blick blieb gerade auf dem in geringer Entfernung stehenden Linerl haften, die sichtlich erfreut zu dem hübschen Burschen hinblickte. Ihm gönnte sie am liebsten das Ehrenkränzchen, welches sie dieses Mal mit ganz besonderer Sorgfalt gefertigt. Sie scheute ihn zwar noch wie ehemals, aber Gangerl galt allgemein als ein braver und wackerer Bursche und war als solcher auch von dem Mädchen hoch geachtet.

Und als nun Gangerl nach seiner Ehrung wieder stolz zu Pferde saß und zu den Umstehenden freundlich herabgrüßte, da war es wieder die einfach gekleidete Papiererstochter in ihrem silbernen Riegelhäubchen, mit den üppigen, schwarzen Haaren, den großen, dunklen Augen und dem unschuldsvollen lieblichen Gesichte, auf dem sein Blick wie festgebannt einige Augenblicke haftete.

Dem Mädchen ward bei diesem Blick ganz sonderbar zu Mute und sinnend und voll unklarer Gedanken kam sie mit den Eltern in ihrem ärmlichen, aber trauten Heim an.

Welches Mädchen wird sich der reiche Müllerssohn zur Pfingstelbraut erwählen? Diese Frage stellten sich wohl alle Leute und auch Linerls Mutter sprach soeben diese Frage aus, als der Wagen des Posthalters, den Postillon mit hochstehendem Federbusch auf dem Bocke, vor dem Häuschen des Papierers hielt und demselben der Pfingstelbräutigam mit seinen beiden Zeugen entstieg.

„Aha, er holt' si's Kranl für sei' Braut!“ rief der Papierer.

Linerl aber suchte, als sie Gangerls ansichtig wurde, durch die hintere Thüre in den Garten zu entfliehen; sie wußte selbst kaum, warum sie das that. Aber ohne daß sie sich's versah, war Gangerl hinter ihr und legte ihr mit dem Rufe „Bamuß!“ die Hand auf die Schulter.

Erschrocken blieb das Mädchen stehen und blickte fragend den Burschen an, der lächelnd und unter leisem Erröten sagte:

Linerl, i hab' heunt 'n Sittenpreis kriegt, du woast aber, daß i's bei meiner Seligkeit verschworn hab', daß i dir no' amal was anthua, daß d' dei' Lebta an mi denka muaßt, no' ja, i werd deswegn nöd meineidi wern, und so kimm i – geh nur eina in d' Stubn, daß d' das weitere von mein' Sprecher da hörst.“

Das Mädchen ließ sich von Gangerl in die Stube zurückführen, begleitet von den Beiständern, von welchen der eine den üblichen Werbespruch hielt, worauf der Pfingstelbräutigam sie bat, ihm die Ehre zu erzeigen, seine Pfingstelbraut zu machen.

Linerl war ganz verwirrt. Sie wußte nicht gleich, was sie antworten sollte, so freudig ihr auch die beglückten Eltern zunickten.

„Gangerl, dös kann dei’ Ernst nöd sein,“ sagte sie endlich, „mi als dei’ Pfingstelbraut, mi, den Bettelsack!“

„No’, so mach’ ma’s anders,“ erwiderte fröhlich der Bursche. „Daß d’ siehgst, wie ernst daß ’s ma is, du sollst nit nur mei’ Pfingstelbraut sein, sondern aa mei’ wirkliche Braut, mei’ Hochzeiterin sollst sein. Nix Bettelsack! Di heirat d’ Brav und d’ Schö’ aus und dös macht di reicher als die größt’ Haushabn (Heiratsgut). Sollst aber „na““ sagn, so hast mi zum Bettelsack gmacht auf mei’ Lebta, denn ohne di giebt’s koa’ Glück für mi auf der Welt. Ge zua, sag „ja!“ Siehgst, da Vata und d’ Muatta san einverstanden und meine Eltern, daß d’ es woäßt, sans aa und hoäßen di mit Freuden willkomma als Schwiegertochter auf unserer Mühl.“

Er hielt ihr beide Hände hin, und als jetzt das Mädchen in die treuen ehrlichen Augen des Sprechenden blickte, besann es sich nicht länger und erfaßte diese Hände, und überwältigt von dem unverhofften Glück ließ sie es geschehen, daß sie der Bursche an seine Brust zog und ihr einen heißen Kuß auf die schönen Lippen drückte.

„Bamuß!“ rief er. „Itz laß i di nimmer los für Zeit und Ewigkeit!“

„Amen!“ sagten die mit ihren Thränen kämpfenden Eltern. Durch das offene Fenster aber hallte der Gesang der Drosseln und Schwarzblättchen, als sängen sie ihre schönsten und glücklichsten Liebeslieder.

Das war die stolzeste Pfingstelhochzeit, welche jemals in Kötzing abgehalten wurde, und als wenige Monate darauf die wirkliche Hochzeit stattfand und der junge Müller sein schönes Weibchen heimführte, da nahm die ganze Umgegend freudigen Anteil an dem Glücke des jungen Ehepaares.

Nur eine Person war mit alledem nicht einverstanden, die dicke Flößernandl. Diese sagte oft unter komischen Selbstvorwürfen:

„O, warum hab’ i beim Weckenbetteln nöd dösselbi Unglück am Mühlkanal verschuld’t! Es hätt’ si nöd gfeit, itz wär halt nacha i di schö’ Müllerin und ’n Gangerl sei’ Bamuß worn!“